

Johann Lerchenwald

**TAGEBUCH
EINES
KELLNERS**

Felix Krull Editore

NACHTRÄGLICHE EINFÜHRUNG

Solange ich denken kann, habe ich vom Leben mehr erwartet als die Beschränkung auf eine repetitive Tätigkeit. Und wenn ich mich dem Zwang des Geldverdienens beugte, geschah es stets in der Überzeugung, daß es auch ohne diesen gehen müßte.

Einst wurde ja das Geldverdienen von Kulturmenschen als eine ihrer unwürdige Beschäftigung angesehen. Eine vielleicht etwas hochmütige, aber keineswegs irrije Ansicht...

Schon früh war in mir die Liebe zur Kunst in allen ihren Ausdrucksformen erwacht. Und in jugendlicher Arglosigkeit glaubte ich tatsächlich, mit zwei oder drei erfolgreichen Kinofilmen rasch die vollkommene Handlungsfreiheit für den Rest meiner Tage gewinnen zu können. Der liebe Gott hatte einen etwas steinigern Weg vorgesehen, und die Lebenskünstlerei, in der ich mich bisher vor allem üben mußte, entwickelt sich leider zu einem immer schwierigeren Geschäft.

Der Verleger, von dem ich vor zwei Jahrzehnten einen ersten größeren Auftrag als Übersetzer aus dem Italienischen erhielt, verlangte als Garantie noch eine einzige Seite Probeübersetzung. Wollte ich mich

heute auf diesem Gebiet um eine Arbeit bewerben, würde ich einem Heer von "ausgebildeten" Übersetzern gegenüberstehen, die zwar nicht über meine Sprachkenntnisse verfügen, mit denen ich es aber dennoch nicht aufnehmen könnte...

Es wird immer schwerer, sich irgendwie "durchzumogeln". Die sogenannten Nischen, in denen sich eine bedürfnislosere, aber freiere Existenz fristen läßt, sind zusehends im Aussterben begriffen. PC-Kenntnisse sind ebenso unerlässlich wie radikale Ausschaltung des eigenen Ich, um die Miete zahlen zu können und nicht hungern zu müssen.

Alfred Adler hätte mich wahrscheinlich ein asoziales Individuum genannt. Zum Glück sind wir uns nie begegnet!

Der langen Rede kurzer Sinn? Vor drei Jahren hatte ich, verführt von einer kleinen Erbschaft meiner Lebensfreundin Leda und dem blinden Vertrauen auf die eigenen dichterischen Fähigkeiten, wieder einmal in verantwortungsloser Weise den Ernst des Lebens aus den Augen verloren...

Mein letztes schriftstellerisches Unternehmen lag damals bereits einige Zeit zurück, und als ich mich ans Werk machte, war ich zunächst einmal erstaunt über die Anstrengung, die es mich kostete, ein paar Zeilen zu Papier zu bringen. Was aussehen sollte, als sei es mir leicht aus der Feder geflossen, nahm alle geistigen Kräfte, die für gewöhnlich nur einzeln eingesetzt wurden, auf einmal in Anspruch. Und nach 5-6 Stunden war ich regelmäßig erschöpft wie nach keiner

Arbeit, die ich je kennengelernt hatte. Wäre nicht die Genugtuung gewesen, die ich tags darauf beim Wiederlesen des Geschriebenen empfand, ich hätte gewiß bald aufgegeben.

Nach elf Monaten aber war es vollbracht. Mehr benommen als glücklich blickte ich auf das Ergebnis meiner Mühen - denn bis zuletzt hatte ich daran gezweifelt, das einmal Begonnene zu Ende führen zu können. Und auch als wenig später ein Verlag Interesse an dem Roman meldete und mir eine Veröffentlichung in Aussicht stellte, löste das nicht viel mehr als einen Freudenschrei aus. Wahrscheinlich war ich einfach zu ausgelaugt oder vielleicht bereits zu erwachsen, um mich zügelloser Begeisterung hinzugeben.

Und dennoch, es kam wie in einem Märchen. Der Verleger - wann hat es so etwas zuletzt gegeben? - wollte mir einen Besuch abstatten, um mich kennenzulernen. Im Laufe unseres Zusammenseins teilte er mir dann mit, während der Lektüre habe er sich immer wieder gefragt, wie einer heute so schreiben könne, und schließlich eine Mitarbeiterin gebeten, ihm zu bezeugen, daß es sich um kein Hirngespinnst handelte. Nachdem auch diese ihre Bewunderung kundgetan hatte, nahm er sich das Manuskript noch einmal vor und fühlte sich in seinem ersten Eindruck nur bestärkt! ...

Eigentlich hätte ich rundum zufrieden sein sollen. Schon früher hatten Lektoren mit schmeichelhaften Worten auf weniger umfangreiche Zusendungen reagiert, doch am Ende hieß es immer: "...Wir

müssen, um unsere Bücher kalkulieren zu können, auch an eine mögliche Zielgruppe denken". Das mochte ein ungewolltes zusätzliches Lob sein, da sich Literatur im traditionellen Sinn ja nicht auf "Zielgruppen" verteilen läßt. Nur brachte es mich keinen Schritt weiter.

Jetzt hatte ich jemand gefunden, der eine aufrichtige Sympathie für meine Prosa hegte und oben-drein glaubte, damit Geld verdienen zu können. Eine Erscheinung mit absolutem Seltenheitswert!...

Die Buchmesse nahte, und ich war wenn möglich noch aufgriebener als nach der Beendigung des Romans. Trotz aller Beziehungen, über die der Verleger verfügte, war ich nicht nach Klagenfurt eingeladen worden. Und auf Capri, wo die aus Neapel gebürtige Leda vor meinem großen Auftritt noch einige Tage verbringen wollte, erfuhr ich, daß der Aspektepreis des ZDF für Erstlinge an die spritzig-witzige "Miniatur" einer jungen Journalistin gegangen war. Wiederum ungeachtet aller guten Drähte zu den Juroren.

Außerdem hatte die Presse bis zu diesem Zeitpunkt noch mit keinem Wort auf meine Neuerscheinung reagiert - obwohl die Auslieferung bereits im August erfolgt war -, während eindeutig unbedarfte Autoren große Beachtung fanden.

Ein Schreckgespenst tauchte auf, das dann durch den Aufenthalt in Frankfurt nur zusätzliche Nahrung erhielt: Wenn nun die Frucht meiner verrückten Hartnäckigkeit sang- und klanglos im Nichts verschwand - als habe es sie nie gegeben, als sei sie nie gedruckt worden? Der Verleger bestätigte mir

während meiner stundenlangen Zurschaustellung am Messestand ungerührt, daß man inzwischen ein Buch, das sich in den ersten drei Monaten nicht durchsetzt, vergessen könne...

Von Anfang an hatte ich mit giftigen Reaktionen eines guten Teils der öffentlichen Meinungsmacher gerechnet. Zuwenig entsprach mein Text den gängigen Anforderungen nach nebulösem Sprachgebrauch, nach action, sex and crime. Andererseits hatte ich aber immer geglaubt, daß eine einzige respektable Stimme genügen würde, um eine Polemik zu entfachen, die auf den Roman aufmerksam machte und dem Publikum die Entscheidung überließ.

Die vom Verleger genannte dreimonatige Frist war längst abgelaufen, als die traditionsreichen Blätter sich um Weihnachten herum doch noch dazu herabließen, meine von einem lebensbejahenden Pessimismus durchzogene Geschichte zu besprechen. Allerdings auf eine Art und Weise, die mir zugleich lächerlich und beängstigend erschien.

Wie ein Mann (obwohl auch mehrere Frauen darunter waren) stürzten sie sich auf den Text und suchten krampfhaft, sich darüber lustig zu machen. Der eine zitierte zu diesem Zweck den Struwwelpeter, die andere höhnte über den Mangel an Talent zum Leben des Helden, und eine dritte meinte hämisch, der Autor, der dem Neokonservativismus eine Bresche schlage, habe bei den Romantikern aufgepaßt, aber nur einen bläßlichen Abklatsch zustande gebracht.

Vor allem warf man mir einstimmig vor, daß ich mit meiner Hauptfigur sympathisierte... Sollte ich

daraus die Lehre ziehen, daß die ernsthafte Zuneigung zum behandelten Gegenstand - für mich eine Grundvoraussetzung aller Kunst - nicht mehr aktuell war?

Vom Inhalt war nirgendwo zusammenhängend die Rede, während überall der kategorische Imperativ des amerikanischen Positivdenkens durchschien, der von selbst alle Konflikte löst oder diese erst gar nicht wahrnehmen läßt. Und als ich mir die Besprechungen einmal hintereinander zu Gemüte führte, hatte ich am Ende das Gefühl, sie seien von ein und derselben Person an verschiedenen Tagen verfaßt worden...

Nach Karneval erwiderte der Verleger auf mein vorsichtiges Tasten hin, so etwas habe er noch nie erlebt. Natürlich hätte ich ein in gewisser Weise "unzeitgemäßes" Buch geschrieben (das mache ja gerade die große Qualität aus), aber wer den Autor ständig mit dem Erzählten in einen Mustopf werfe, diesem also das in jenem Gesagte unterstelle, habe einen für Literaturkritik wenig entwickelten Apparat.

Seine Deutung machte einen zwiespältigen Eindruck auf mich. Immerhin ermunterte er mich, etwas Neues vorzulegen.

Sicherlich wäre es zu diesem Zeitpunkt vernünftiger gewesen, mit unserer finanziellen Lage ins Reine zu kommen. Die Erbschaft schwand ungeachtet aller Planung und Berechnung rasch dahin, eine adäquate Einkommensquelle war nicht in Sicht und, dulcis in fundo, unser Hausherr wollte den Mietzins erhöhen.

Außerdem hatten die letzten 22 Monate über-

mäßig an meinen Nerven gezehrt und mich mit bis dahin völlig unbekanntem Schlafstörungen vertraut gemacht. Beim nächtlichen Wachen überfielen mich alptraumartige Visionen von unserer Unfähigkeit, die materielle Situation jemals wieder in den Griff zu bekommen.

Woher sollte ich da die Distanz und die Konzentration nehmen, die für das künstlerische Schaffen unverzichtbar sind?

Und doch bestand kein Zweifel, daß ich die irrwitzige Herausforderung annehmen mußte. Mir war klar, daß das Geld kaum reichen würde und das neue Buch genauso unbeachtet vorübergehen konnte wie das erste. Ja eigentlich glaubte ich nicht einmal, daß ich je damit fertig werden würde. Und trotzdem ließ ich mich auf das Spiel ein, als sollte es mein letztes sein, als dürfte ich es auf keinen Fall versäumen, wie immer es ausgehen mochte...

Schon im September, lange vor dem Ende, wußte ich, daß ich gewonnen hatte, und angespornt durch diese Zuversicht, fand ich sogleich Wege und Argumente, um bei Verwandten und Bekannten Schulden zu machen. Am Christabend aber lag das Manuskript unter dem kerzenbeleuchteten Baum des Verlegers.

Tag für Tag wartete ich nun auf einen begeisterten Anruf und entschuldigte sein Ausbleiben nachts, wenn ich zu Bett ging, jedesmal mit der verdienten Ferienruhe und den wahrscheinlichen Familienfeiern - während mir tatsächlich bang und bänger wurde. Immer stärker empfand ich den Drang, selbst

die Initiative zu ergreifen und zu telefonieren, zögerte dann aber - nicht etwa aus Rücksichtnahme, sondern weil ich befürchtete, mein Bewunderer und Förderer könnte angesichts der massiven öffentlichen Kritik schließlich doch umgefallen sein. Zwei Jahre zuvor hatte er nur eine Woche benötigt, um auf das Angebot eines Neulings einzugehen!

Es ist begreiflich, daß meine freudige Erwartung allmählich in Apathie umschlug. Erfüllt von einer düsteren Vorahnung und dennoch nicht gewillt, die quälende Ungewißheit länger zu ertragen, wählte ich nach dem Dreikönigsfest endlich die Nummer. Die Stimme am anderen Ende der Leitung klang zurückhaltend, wenn nicht abweisend. Dessenungeachtet sprach ich meine vorbereiteten Sätze und erkundigte mich höflich, wann ich, wohl wissend um die verdiente Ferienruhe, mit einer Antwort rechnen könne. "In den nächsten Tagen!" hieß es einsilbig, und damit war unser Gespräch beendet.

Bereits am folgenden Vormittag brachte der Postbote den Brief. Ich machte einen starken Kaffee, drehte mir eine Zigarette, setzte mich in den Korbsessel und öffnete das Kuvert.

Da hatte ich es schwarz auf weiß. Nach einem barschen Hinweis darauf, daß auch das Lesen neuer Manuskripte Zeit benötige, liquidierte mich mein Duzfreund in wenigen Zeilen, rechtfertigte seine Kehrtwendung mit der Formel "literarisch mißglückt" und riet mir abschließend - beinahe drohend - sehr von einer Veröffentlichung ab.

Obwohl ich mit einer Absage gerechnet hatte,

war ich doch überrascht. Konnte ein Autor, der einmal Anlaß zu uneingeschränktem Lob gegeben hatte, plötzlich so schlecht sein, daß man ihn mit drei feindseligen Sätzen abfertigte?

Vor allem aber ließen mich die letzten Worte stutzen. Was hatte es zu bedeuten, daß man mir sehr von einer Veröffentlichung abriet?!

Der dies geschrieben hatte, ging offensichtlich davon aus, mich mit seinem vernichtenden Urteil erledigt zu haben, denn als ich ihn am Telefon um Klärung bat, schwieg er zunächst. Ich mußte die Frage wiederholen, da murmelte er verlegen, er habe mich nur davor bewahren wollen, mir selbst zu schaden...

Nun, vorerst plagten uns andere Sorgen. Denn nachdem die ärgste Niedergeschlagenheit überwunden und das letzte Geld aufgebraucht war, bestand kein Zweifel mehr: eine solide Einnahmequelle mußte her - und wie die Dinge standen, konnten wir uns jetzt nicht einmal erlauben, wählerisch zu sein und auf eine günstige Gelegenheit zu warten.

Vor Jahren hatte ich einmal eine Zeitlang in einer ehemals noblen Gaststätte gekellnert. Beim Vorstellungsgespräch behauptete ich frech, in Italien Erfahrungen auf diesem Gebiet gesammelt zu haben, und wurde zu meiner Verwunderung ohne weiteres eingestellt... In den ersten Tagen dann, wenn ich das Tablett mit den hohen, zitternden und klingenden Biergläsern von der Theke im Lokal über die drei Stufen auf die Terrasse hinaustrug, spürte ich jedesmal kalten Schweiß auf der Stirn.

Später hatte ich mir in einem kleinen alternativen Café-Restaurant als Ober die Sporen verdient und gelernt, den Gästen abends in wenigen Stunden bis zu 2500,- DM abzunehmen.

Allerdings war ich damals noch in einer körperlich-seelischen Verfassung, von der ich jetzt nur träumen konnte. Ohne irgendwelche Furcht blickte ich dem Leben entgegen, mochte kommen, was wollte.

Inzwischen schauderte mir bei dem Gedanken, mich ins Getümmel stürzen zu müssen, von verschiedenen Seiten gerufen zu werden, Bestellungen anzunehmen und Rechnungen auszustellen, während ich gleichzeitig darauf zu achten hatte, daß keiner, ohne zu zahlen, verschwand.

Die extreme Belastbarkeit nimmt nach dem 35. Lebensjahr entschieden ab, wie wir von unseren Spitzensportlern wissen, und ich sah bereits voraus, wie ich hilflos und verzweifelt, von Leuten beschimpft und verhöhnt, zwischen den Tischen umherirrte, am Ende kläglich entlassen wurde und nicht mehr den Mut aufbrachte, es woanders noch einmal zu versuchen.

Die pure Angst im Nacken ging ich am Wochenende die Stellenanzeigen durch, ohne eine Alternative finden zu können. Meist waren wir ohnehin zu alt für die "jungen, dynamischen Teams", oder aber es fehlte uns die notwendige "Qualifikation". Blieben Telefonwerbung und Putzarbeiten. Doch bevor wir uns das antaten, würden wir lieber betteln gehen.

Endlich beruhigte ich mich etwas, redete Leda gut zu und begann aufmerksam die Angebote in der Gastronomie zu studieren. Wenn möglich, wollte ich an einem Ort im Freien bedienen. Nicht in einem Biergarten jedoch, sondern in einem schönen Lokal mit betuchter Kundschaft, wo es halbwegs ruhig zugeht und man auf ein anständiges Trinkgeld hoffen konnte.

Kaum hatten meine Vorstellungen klare Umrisse erhalten, als ich schon die entsprechende Annonce entdeckte. Das BOTTICELLI, ein historisches Café am Schloßgarten, suchte Servicekräfte.

Im Winter war es monatelang von Grund auf renoviert worden, um in altem Glanz zu erstrahlen (wie ich der Zeitung entnommen hatte). Und nie wäre mir damals eingefallen, eines Tages vielleicht zu den herausgeputzten Mitarbeitern zu zählen.

Jetzt zögerte ich keinen Augenblick, und um 15 Uhr 30, eine halbe Stunde vor dem angegebenen Vorstellungstermin, saß ich bereits vor meinem Espresso und machte mich mit der Umgebung vertraut. Das aufwendig ausgestattete Lokal, dessen bescheidene Ausmaße mich etwas überraschten, war um diese Zeit beinahe leer. Ein angenehmes Lüftchen wehte durch die geöffneten, goldverzierten Flügeltüren herein, und Mozarts Klarinettenkonzert bildete einen dezenten musikalischen Hintergrund.

In der in dunkelrote Kartondeckel gefaßten, goldbedruckten Speise- und Getränkekarte wurde die einstige Glorie des Ortes beschworen. Könige, Offiziere, Dichter und eine Menge hochtrabender Worte

mußten dafür herhalten, und der Gesamteindruck war der einer grotesken, plumpen Bauernfängerei...

Doch bei solchen Betrachtungen konnte ich mich gegenwärtig nicht aufhalten. Entscheidend waren die vermeintlichen Ansprüche, die hier gestellt wurden und denen ich zu genügen hatte. Also wandte ich meine Aufmerksamkeit den Kellnern zu.

Ihr korrektes, unpersönliches Auftreten, bei einem mit der leicht manierten Art gewürzt, die man oft bei Homosexuellen antrifft, schüchterte mich ein. Mit dem Instinkt der über ihr eigenes Revier wachenden Tiere würden sie sofort den Eindringling ausmachen und auszugrenzen suchen. Sympathie und Beistand konnte ich von dieser Seite kaum erwarten.

Auch das ging vorüber. Und nach einer Viertelstunde beschloß ich, einen der Uniformierten nach dem in der Anzeige genannten Herrn Weiß zu fragen - um anderen Bewerbern zuvorzukommen und meine Chancen zu erhöhen.

Mit einem unerwarteten Anflug von Freundlichkeit erwiderte der junge Mann, dessen ebenholzfarbenes, halblanges Haar in der Mitte gescheitelt war, er werde den Geschäftsführer sofort benachrichtigen. Und wenig später saß ich dem vielleicht fünfunddreißigjährigen Leiter des Betriebes in einem damastbezogenen Kanapee gegenüber. Er reichte mir ein Formular, auf dem ich die verlangten Angaben eintrug, erkundigte sich, wo ich zuletzt gearbeitet hatte, und schien im ganzen nicht sonderlich eingenommen für meine Person. Demnächst, sobald er eine Auswahl getroffen hatte, wollte er sich bei mir melden.

In meiner Not versuchte ich noch, das Schicksal zu erzwingen, indem ich in Anspielung auf das internationale Publikum die vier Sprachen nannte, in denen ich mich verständigen konnte. Er nahm es zur Kenntnis, ohne weiter darauf einzugehen.

Ernüchtert und enttäuscht trat ich den Heimweg an. Leda ersparte ich die Wahrheit und sprach von rosigen Aussichten. Dann wartete ich mit einer Mischung aus Unwohlsein und Resignation die vorhersehbare Entscheidung ab.

Am dritten Tag hielt ich es nicht mehr aus. Unter dem Vorwand, mich eventuell anderen Angeboten zuwenden zu müssen, wollte ich Klarheit schaffen.

Der Chef war gerade nicht anwesend, doch seine Vertreterin, mit der man mich verband, sagte kurz, ich solle am nächsten Morgen um 9 Uhr erscheinen. Schwarze Hosen und Schuhe seien Pflicht, das weiße Jackett werde ich dort erhalten.